

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 15

Artikel: Verantwortung
Autor: Stebler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

scheinlich habe ich sie durch guten Boden und Feuchtigkeit verweichlicht — der Grobian von einem Wächter hat sie niemals begossen, dort hatte sie Lehm Boden wie Zinn; kurz, im Frühjahr spriesst sie, im Sommer bekommt sie Mehltau und im August geht sie mir ein. Stellen Sie sich nur vor, ich allein auf der ganzen Welt habe eine blaue Chrysantheme und kann mit ihr nicht vor die Öffentlichkeit treten. Woher denn, Bretagne und Anastasie, die gehen nur ganz wenig ins Lila; aber die Klara, Herr, wenn mir die Klara einmal blüht, dann wird die ganze Welt von ihr reden.»

Jakob Stebler

V E R A N T W O R T U N G

In Hinterbergwil war der Weibel gestorben. Der Weibel von Hinterbergwil ist Ortspolizist, Schulhausabwart, Steuereinzüger, Ausläufer, Gemeindefaktotum, ganz einfach Mädchen für alles, hat eine verantwortungsvolle Stellung inne und bezieht einen kleinen Lohn.

Auf Rosen gebettet ist hier ohnehin kein Gemeindeangestellter, auch der Lehrer Zurecht nicht, der sich von einem dummen Zufall nach Hinterbergwil verschlagen liess und hier nun festsitzt, bis ihm ein freundlicher Zufall den Weg zu dankbareren Gestaden öffnet. Mittlerweile amtiert er als Erzieher, Gemeindeschreiber, Gemeindegassier, Zivilstandsbeamter, Gemeinderat und anderes mehr, und spielt sonntags die Orgel im benachbarten Kirchdorf; auch er also: Mädchen für alles.

In diesem Abseitsnestchen leben heute noch patriarchalische Gebräuche weiter. Man steht den Er rungenschaften der Neuzeit misstrauisch oder ablehnend gegenüber. Sie sind ja schön und recht, aber ... vor hundert Jahren kam man ohne Telefon und Postcheckkonto aus, und es ging ganz gut so. Man überstürzt auch heute nichts. Und was man so zahlt, zahlt man bar. Es ist vielleicht ein bisschen umständlich, aber man hat das Geld in Händen. Bei einem Postcheckkonto sieht man

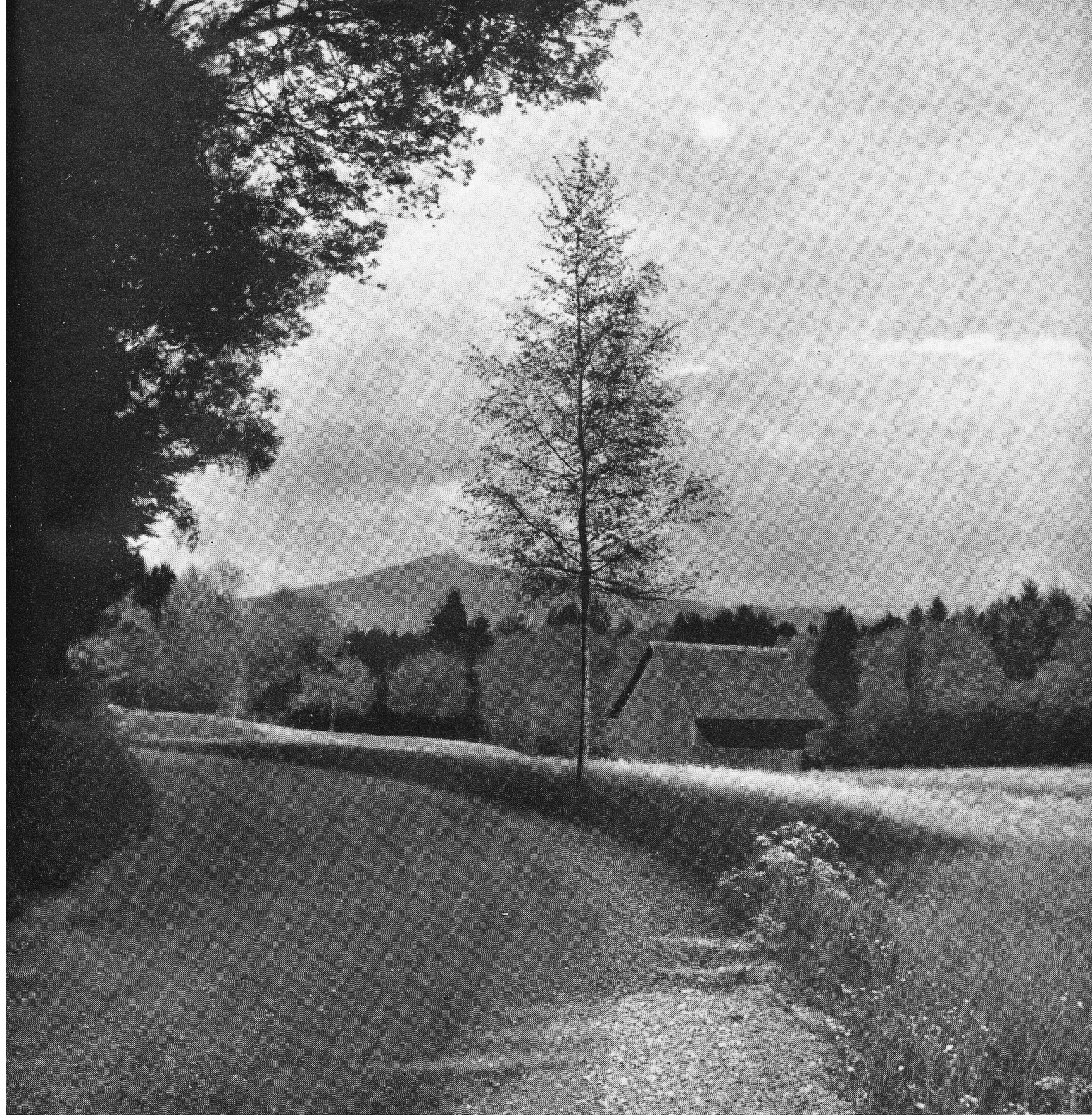
immer nur grüne und weisse Zettel, und ausserdem kostet es Gebühren. Hat die Gemeinde grössere Geldbestände auf Lager, zahlt sie diese nicht etwa bei der Poststelle ein, sondern sie schickt den Weibel damit auf die Kantonalbankfiliale im zwei Stunden entfernten Städtchen; das gehörte von jeher zu seinen Obliegenheiten; er bringt die Quittung zurück, und so wickelt sich alles zur besten Zufriedenheit der Patriarchen ab.

Der Lehrer Zurecht, dessen Horizont über den Kirchturmschatten hinausreicht, hatte zwar den ganzen schwerfälligen Betrieb etwas zeitgemässer gestalten wollen, war aber bei seinen vier Gemeinderatskollegen auf Ablehnung gestossen. Wie gesagt, vor hundert Jahren war es auch so gegangen, und es bestand durchaus kein Grund etwas zu ändern. Trotz der Zwängerei des Lehrers und möglicherweise gerade deshalb.

Nun war also der unentbehrliche Weibel gestorben, und die Gemeinde suchte einen Nachfolger. In die engere Wahl kam ein einziger, der Lengacher Toni, weil er das beste Leumundszeugnis aufwies. Er hatte keinen Mord auf dem Gewissen, galt als einigermassen vermöglich und war kein Kommunist; das genügt zu einem guten Leumundszeugnis. Einzig der Schullehrer war gegen den Bewerber eingenommen, weil er ihm irgendwie missfiel, ohne dass er genau hätte sagen können, worin. Aber es gibt nun einfach Gesichter, die einem unsympathisch sind, und der Lehrer fühlte sich zu Recht oder zu Unrecht vom Lengacher Toni abgestossen.

Im Sitzungszimmer des Schulhauses findet eine moralische Vernichtungsaktion statt. Der nun zwanzigjährige Leuenberger Franz hat vor Jahren eine oder mehrere Jugendeseleien begangen, ist damals in eine Zwangerziehungsanstalt eingeliefert worden und kam heute als Entlassener zurück. Der Gemeinderat hat zu beschliessen, was mit dem missratenen Kerl nun weiter geschehen soll. Er nimmt sich also den Delinquenten vor. Grundton: Du bist eine Schande für die Gemeinde. Dementsprechend fallen die Verdammungsurteile. Die Gemeinderäte verwandeln sich in Gewitterwolken.

Dem Sünder werden noch einmal seine sämtlichen Vergehen vorgeworfen. Es fallen endlose Anklagen und bittere, böse Worte. Die ganze moralische Entrüstung eines ehrbaren Dörfchens tobt sich auf dem Rücken des Gestrandeten aus, die Selbstgerechtigkeit der Gemeindeväter wirft hohe Wellen und bespeit den Jungen, der da eben — und wie sie ihn zerbrach, darnach fragte niemand



*Auf der Strasse
von Barenberg nach Kämoos*

Photo A. Füglistner

— seine Strafe abgesessen hat und mit guten Vorsätzen sich den Weg für eine bessere Zukunft erstasten will. Die bösen Worte zerbrechen ihn noch mehr. Der Junge sitzt da, verbissen, trotzig und ganz auf Widerstand eingestellt, der hochmoralischen zahlenmässigen Uebermacht gegenüber, und wenn er den Gemeinderat umbringen dürfte, würde er es ohne übertriebene Gewissensbisse tun.

Der Gemeindepräsident sagt ihm alle Gotts-erdenschande und die andern stimmen mit ein. Bloss der Lehrer schweigt angewidert. Und als er aufgefordert wird seine Meinung zu sagen, verlangt er, mit dem Jungen allein sprechen zu können.

So sitzen sie einander gegenüber. Der Lehrer fühlt, dass dem Leuenberger in dieser Stunde ein Panzer über der Seele gewachsen ist und dass alle Moral und alle Gutbürgerlichkeit abprallen an den Wunden dieses jungen Menschen, die sich noch nicht geschlossen haben und in denen nun von neuem herumgewühlt worden ist. Er lässt ihn vorerst sich ausschweigen, eine geraume Weile. Dann bietet er ihm eine Zigarette an. Und überlegt.

«Hätten Sie Lust, Gemeindeweibel zu werden?»

Der Junge starrt ihn erst an, als wäre ihm eine Handvoll Unmöglichkeiten ins Gesicht geworfen worden. Dann würgt er hervor:

«Warum machen Sie sich lustig über mich? Warum sagen Sie mir nicht du wie die andern?» — Qual und Not brechen aus ihm hervor. Und er lehnt das Angebot glattweg ab.

Aber der Lehrer ist darauf gefasst und hat gute Worte für den Verzweifelnden. Je länger er spricht, desto mehr spürt der andere, dass hier eine Mauer durchbrochen ward, dass ihm Verständnis entgegenströmt, dass die Gerechtigkeit sich nicht auf hohen Zinnen verschanzt, sondern unüberheblich Hände bietet und Hände sucht. Und der Junge fühlt, dass der Lehrer kein Vorurteil hat wie die andern, sondern bemüht ist Brücken zu schlagen, die aufwärts führen.

Da heult er plötzlich los, urmächtig, hemmungslos. Es sind die entspannenden, erlösenden Tränen, die das Eis brechen und wegschwemmen. Der Lehrer lässt ihm Zeit dazu, dann packt er ihn bei seinem Innersten. «Leuenberger», sagt er, Sie brauchen Vertrauen, und ich schenke Ihnen mein Vertrauen. Es liegt an Ihnen, es zu rechtfertigen. Es wird nicht leicht sein, Sie als Weibel unterzubringen. Immerhin, ich werde es versuchen. Wenn Sie es aber missbrauchen sollten, dann schaden Sie

nicht bloss sich selber, dann machen Sie auch den einzigen Menschen unmöglich, der Ihnen gutgesinnt ist.»

Und der Junge verspricht in heissem Aufwallen der Dankbarkeit, keine Dummheiten mehr zu machen.

*

Der Kampf im Gemeinderat ist hart. Unsinn, sagen alle andern, einen derart Fehlgeschlagenen gleich noch zum Weibel zu machen. Er würde den ersten besten Augenblick benützen, sich mit klingendem Gemeindegut aus dem Staub zu machen. Tausendfach sind die Bedenken.

Aber der Lehrer stützt sich auf Ueberlegungen, die neu sind im Gemeinderat. «Der Junge verzweifelt an sich selbst. Wir müssen ihm die Selbstachtung wieder geben, ihm eine Aufgabe stellen, ihm eine Verantwortung übertragen, an der er sich bewähren kann. Wir müssen ihm ganz einfach unser Vertrauen schenken, dann haben wir sein Vertrauen, und er wird uns entgegenkommen mit all dem, was er zu bieten hat: dem Beweis, dass er ein anständiger Mensch geworden ist.»

Sie zweifeln hin und her und halten den Lehrer für verrückt. Da er aber nicht nachgibt und um ihn samt seinen menschlichen Gründen loszuwerden, beschliessen sie, den Leuenberger auf die Probe zu stellen. Gestern sind zehntausend Franken eingegangen für Holz aus dem Gemeindewald; die müsste normalerweise der Weibel auf die Bank tragen. Also Sache seines mutmasslichen Nachfolgers.

Aber Vorsicht ist geboten. Keiner traut dem aus der Zwangserziehungsanstalt Entlassenen. Nach langem Sträuben und weil er sonst nicht durchdringt, willigt der Lehrer in einen demütigenden Kuhhandel ein: gut, der Leuenberger soll das Geld zur Bank tragen, aber nur das vermeintliche Geld; die guten Banknoten gibt man dem Lengacher mit, der Leuenberger aber kriegt einen mit Zeitungspapier gefüllten versiegelten Umschlag. Man wird ja ohnehin weder den Jungen noch das Zeitungspapier je wieder sehen.

*

Der Lengacher ist seit acht Uhr morgens mit seinem versiegelten Umschlag unterwegs, eine Stunde später folgt ihm der «Zuchthäusler» mit einem ähnlichen Umschlag, von dem er annehmen muss, er enthalte Geld.

Um Mittag ist der Lengacher noch nicht zurück. Um ein Uhr wird der Gemeindepräsident unruhig; er telephonierte an die Bank, ob der Lengacher

noch nicht erschienen sei. Nein, sagt man ihm, aber man hätte ihn um zehn Uhr auf dem Marktplatz gesehen, wie er in ein Mietauto eingestiegen sei.

Grossalarm in Hinterbergwil. In höchster Aufregung wird der Gemeinderat zusammengetrommelt. Alle sind da, nur der Lehrer Zurecht fehlt. Sie wissen nun Bescheid. Sie raufen sich die Haare, sie ohrfeigen sich selbst, sie ... da tritt der Lehrer ein: «Der Leuenberger ist zurück; er hat seinen Umschlag abgegeben.» — Verzweifelter Hohngeächter. Im Umschlag befand sich Zeitungspapier, und das Geld ist weg.

Da legt der Lehrer die Quittung der Bank auf den Tisch. Allgemeine Verständnislosigkeit, aber auch allgemeines Aufatmen. Und der Lehrer sagt ganz schlicht: «Ich habe dem Jungen das Vertrauen entgegengebracht, das ihr ihm entzoget, ihr Dickschädel. Ich fand die Unterschlebung gemein. Und deshalb habe ich auf eigene Verantwortung die beiden Umschläge verwechselt.»

Martin Togger

EIN MILLIONÄRSESSEN IN BUENOS AIRES

Mit den fünf Pesos, die vor mir auf dem Tisch lagen, und die sich nicht vermehrten, obwohl ich sie, in Centavos-Kolonnen geordnet, zum dritten Male gezählt hatte, konnte ich, wenn ich keine Miete bezahlte, zwei Tage sorglos leben. Trotzdem blickte ich etwas melancholisch aus meinem Fenster über die Dächer von Buenos Aires.

Da stürzte der Peruaner zu mir ins Zimmer.

«Pintor, soeben habe ich den Secretario des Millionärs Malvini gesprochen. Er sucht einen, der Bilder von der Estancia malen kann. Geh sofort ins Hotel „Imperial“.»

Ich zog meinen besten Anzug an und sauste los.

In der Hotelhalle trat mir ein würdiger Herr entgegen. Ich stellte mich ihm vor. Während er sein graumeliertes Haar strich, murmelte er:

«Señor Alfonso Lobos, Secretario des Estanciero Malvini.» Mit einer eleganten Geste lud er mich zum Essen ein. Nach zwei Minuten betraten wir das feinste Restaurant der Calle Corrientes.

Die Weinkarte wird gereicht. Der würdige Secretario betrachtet sie gelangweilt, wählt aus und bestellt ein Millionärssessen. An unserem Tisch erscheinen eine elegantgekleidete junge Dame und ein junger Herr in einem beigefarbenen Rohseidenanzug. Es ist die Tochter des Millionärs Malvini und ihr Bräutigam.

Der Kellner serviert. Köstlicher Bratenduft kitzelt meine Nase. Alle drei sprechen so schnell Spanisch, dass ich kein Wort verstehe. Sie reden und reden. Endlich, nach Torte und Mokka, entfernen sich des Millionärs Malvinis Tochter und ihr Bräutigam. Dann erhebt sich der Alte und schreitet zur Toilette.

Ich überlegte währenddessen, wieviel ich für meine Bilder verlangen kann. Nach einiger Zeit erscheint der Kellner und legt eine Rechnung vor mich hin. Ich lese: siebenunddreissig Pesos.

«Un momento, ich bin eingeladen worden ... Derr Herr kommt sofort.»

Der Kellner grient: «Der Herr ist schon lange fort.»

«Fort? ... Der ist nur nach hinten ... mal ...»

«No, señor, wir haben auch einen Ausgang nach hinten zur Calle Lavalle.»

«Bueno, ich kann aber nicht zahlen. Ich habe nur noch fünf Pesos.»

Der Besitzer des Restaurants erscheint mit der Geschwindigkeit und Wucht einer Lokomotive. Er droht mir laut, die Polizei zu rufen.

«Señor, ich werde die 37 Pesos abarbeiten», stammelte ich. «Ich bin Maler, Kunstmaler, Tellerwäscher, alles, was Sie wollen. Beschäftigen Sie mich in der Küche. Ich kann Kartoffeln schälen. Nur Essen muss ich haben. Ich esse, was übrig bleibt, und putze Ihnen alle Küchenherde.»

Der Restaurantbesitzer starrt mich an, als wolle er mich zerreißen. Ich greife nach der Speisekarte und zeichne auf der Rückseite einige Gäste.

«Hier! Ich zeichne Ihnen alle Stammgäste. Hängen Sie meine Zeichnungen an die Wände, so bekommt Ihr Lokal Atmosphäre!»

«La idea es buena! Gute Idee! Malen Sie mich», brummt er versöhnlich.

Mit einigen Strichen habe ich ihn auf dem Papier.

Er lacht und reicht mir 40 Pesos. Sofort will ich dem Kellner 37 Pesos geben. Der Wirt lächelt: